

Die Wartburg.

Deutsch-evangelische Wochenschrift

Organ für amtliche Kundgebungen des Zentralausschusses zur Förderung der evangelischen Kirche in Österreich, des Deutsch-evangelischen Bundes für die Ostmark (Österreich), des Wehrschahzbundes, des Luthervereins.

Ergründet von Geh. Kirchenrat D. Friedrich Meyer in Zwickau und von Konstistorialrat D. R. Eckardt in Meuselwitz (S.-A.). Verlag: Arwed Strauch in Leipzig.
Schriftleiter: Pfarrer G. Mix in Suben (N.-Kauf.) [für das Deutsche Reich], Pfarrer Lic. Fr. Hochstetter in Neunkirchen (Niederösterreich) [für Österreich]. Zu-
sendungen sind zu richten in reichsdeutschen und allgemeinen Angelegenheiten an Pfarrer G. Mix in Suben (N.-Kauf.), in österreichischen Angelegenheiten an Pfarrer Lic. Fr. Hochstetter in Neunkirchen (Niederösterreich), für die Verwaltung (Besitz und Verland), sowie für Anzeigen und Beilagen an Arwed Strauch, Verlag in Leipzig, Hospitalstr. Nr. 25. Bezugspreis vierteljährlich durch die Post 1.62 M., den
Postzeitungspreisliste fürs Deutsche Reich Seite 422, für Österreich Nr. 5087. — Scheckkonto Nr. 105847 beim F. F. Postsparkassen-Amte in Wien.

Nr. 5.

Leipzig, 2. Februar 1917.

16. Jahrgang.

Lutherworte fürs Lutherjahr

Sprüche und Stellen aus Luthers reformatorischen und erbaulichen Schriften

Von D. Buchwald

Zum 4. Februar, Sonntag Septuagesima.

(Luther geht ins Kloster.)

Ich hab alles getan, was ich konnte. Dennoch hab ich mich nie können einmal meiner Taufe trösten, sondern immer gedacht: O wann willst du einmal fromm werden und genug tun, daß du einen gnädigen Gott kriegst? Und bin durch solche Gedanken zur Möncherei getrieben worden.

Erl. Ausg. 19, 151.

Ich ward ja nicht gern oder willig ein Mönch, sondern als ich mit Erschrecken und Angst des Todes aber umgeben, gelobt ich ein gezwungen und gedrungen Gelüb.

Weim. Ausg. 7, 573.

Da ich zu Erfurt in der hohen Schule angefangen hatte, in guten Künsten und in der Philosophie zu studieren und darin so viel gefaszt und gelernt hatte, daß ich Magister war worden, hätte ich daselbst nach dem Beispiel der Andern die Jugend wiederum lehren und unterrichten können oder aber hätte fortfahren und weiter studieren mögen. Aber ich verließ meine Eltern und Verwanten und begab mich wider ihrer aller Willen ins Kloster und zog die Kappe an. Denn ich war überzeugt, daß ich in solchen Stand und mit solcher harten, sauren Arbeit Gott großen Gehorsam leisten würde.

Erlangen, op. lat. 11, 253.

Gebet

Herr unser Gott, du gnädiger und barmherziger Vater, dein lieber Sohn hat selig gepriesen die geistlich Armen und die da Leid tragen und, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit. Du hast auch unsern Luther das geistlich Arm sein und die Angst der Sündernot tief empfinden lassen und hast in seiner Seele Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit geweckt. Aber auf deinen wunderbaren Wegen hast du ihn geführt zu dem Reichtum deiner Gnade und in deinem heiligen Evangelium seiner Seele Trost und im Glauben an den gekreuzigten Vergebung der Sünden und Gerechtigkeit

finden lassen. Du allein bist es, der mitten im Tode lebendig macht, gnädig ist und errettet und mitten im Grimm und Toben der Menschen lachet. Deine Werke sind wunderbarlich und unbegreiflich. Denn vor dir ist das nicht ist, was verdorben ist, das wird vor dir, was da fällt, das steht, und Nichts ist vor dir Alles. Beweise deine wunderbare helfende und rettende Macht auch unserm Volke durch Jesum Christum! Amen.

(Zum Teil wörtlich nach Luther, Tischreden 2, 246.)

Lied

Darum auf Gott will hoffen ich,
Auf mein Verdienst nicht bauen.
Auf ihn mein Herz soll lassen sich
Und seiner Güte trauen.

Die mir zusagt sein wertes Wort;
Das ist mein Trost und treuer Hort:
Des will ich allzeit harren.

(Aus Luthers Lied: „Aus tiefer Not schrei ich zu dir.“)

Haltet an am Gebet

Hat auch der Krieg viel Glauben zerstört, der nicht auf Felsen gegründet war und in den Himmel reichte, so hat er doch, wie man sagt, religiöse Unregung oder religiöses Interesse bewirkt. Das ist nicht immer erfreulich; denn diese beiden sind so lustige seelische Gebilde, daß sie die Zeit nicht lange überdauern, die sie hervorgebracht. Man täuscht mit ihnen andre und verführt sich selbst; man genießt und beredet, was doch den vollen Ernst der ganzen Person erforderte. Es ist heillos, wenn man das, was den Willen in Anspruch nehmen will, zu ästhetisch sentimental Tändeleien macht. Religiöse Unregung und religiöses Interesse müssen ein festeres Gebilde werden. Und das geschieht durch das Gebet. Es ist nur das etwas wert von religiöser Unregung was sich zu der Gestalt des Gebetes verdichtet. Dem Gott, von dem man angeregt ist, muß man gegenüberstehen mit einem kräftigen Ich und Du; mit Ich und Du muß man sich ihm unterwerfen, mit Ich und Du muß man ihm vertrauen mit Ich und Du muß man einen regelmäßigen Verkehr mit ihm beginnen und durch rauhe und schöne Tage, durch Sünde und Besserung hindurch aufrecht erhalten. Im Gebet wird erst das Leben Gottes

und die Welt des Himmels greifbar; im Gebet wird der Glaube an überpersönliche Kräfte und Güter sich seiner selber bewußt und sicher. Nur betend ergreift man den Gott, über dessen Dasein man sonst nur disputiert. Ist das Wesen des frommen Menschen, des Christen zumal, beschlossen im Trauen auf den göttlichen Hintergrund der Welt und den ewigen Sinn des Lebens, dann wird solches Trauen im Beten zur selbstverständlichen Eigenschaft der Seele und erneuert sich immer wieder in der Tat, wie sich alles seelische Leben in der Tat erneuert und verstärkt. Und wenn auch das Gebet das beste ist, das aus dem Drang des Bedürfnisses von Innen her nach außen und nach oben strebt, so hat doch auch die Gebetsstunde als regelmäßige Übung ihren Segen. Wie mancher käme überhaupt nicht zum Gebet, wenn nicht die Ordnung ihn am Morgen und am Abend zu seinem Gottes riefe! Das wird zu einer solch förderlichen Gewohnheit, daß mit ihr jenes innere Bedürfnis ganz verwächst. Darum wer durch den Krieg religiös ange regt und interessiert worden ist, der lerne beten.

Und wer schon den Weg in das Gebetkämmerlein kennt, der verlasse ihn nicht, wenn alles anders gekommen ist, als er erhofft und erbeten hatte. Anstatt sich vom Gebet abzuwenden, wende er sich einer ganz andern Art des Betens zu. Beten ist viel mehr als bitten; Beten heißt, Gott sein ganzes Innere darlegen und alle starken und schwachen Regungen im Gefühl und im Willen in Gott münden oder in Gott beginnen lassen. Darum werde jede Freude zu einem Dank an ihn; man genießt alles doppelt, wenn man es Gott verdankt, und gute Tage lassen sich allein von dem Dankbaren ohne Schaden ertragen. Das Uebel drückt nur mit halber Schwere und nur die halbe Zeit, wenn man es sich im Gebet aneignet als Gottes Willen, so schwer das auch fallen mag. In solchen Lagen erst merkt man die Kraft des Gebets und eine unsichtbare Welt voll starken Geistes tut sich auf, die es fertig bringt, das Stärkste, was in uns ist, unser ungebändigtes Verlangen und unsern be leidigten Trotz, langsam zu zerbröckeln. Das Gebet ist auch der Ort, wo man über sich ins Klare und mit seinem Gewissen und seinem Gott wieder ins Reine kommen kann. Denn es ist unsere evangelische Beichtkammer, in die wir oft treten sollen, um unserem Gott zu sagen und zu klagen, wie wir noch so bös und noch so schwach sind. Je mehr wir da die Dinge beim Namen nennen und ganz bestimmte Fehler und Verfehlungen ihm bekennen, desto übler spielen wir dann unserm alten Menschen mit und desto mehr stärkt sich der neue. Und wenn unsere Schwachheit oder unser Eigensinn gar nicht über den Berg einer schweren Aufgabe oder eines Opfers hinweg kann, dann hilft es uns, wenn wir es im Gebet Gott zu Willen tun. Ihm zu lieben können wir manches lassen und manches tun, was wir sonst niemand täten, selbst uns nicht. Was von Wünschen und Bedürfnissen unsere Seele erfüllt, wird im Gebet gesiebt: denn wir wagen nichts vor Gott zu bringen, was sündig oder auch nur selbstisch ist. Wir beten uns langsam immer empor und wenn wir anfangs nur Gott um unsere Dinge gebeten haben, dann lernen wir immer mehr, uns Gott hinzugeben und Gott zuletzt nur noch um Gott zu bitten, wie uns das Jesus im Muster aller Gebete gelehrt hat.

Niebergall

Der Kampf gegen die Lüge

6.

Die „Völkerverbrüderung“ als Trugbild
(Teils Maske, teils Irrwisch)
(Schluß)

2. Heute wohnen nicht einmal zwei Drittel des deutschen Volkes in dem 1871 gegründeten Einheitsstaat, dem Deutschen Reich; 15 Millionen im Westen, 15 im Osten, 15 in den fremden Erdteilen, besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Das Deutsche Reich ist ein Nationalstaat; auch das niederdeutsche Holland. Außerdem aber hat das deutsche Volkstum eine verfassungsmäßig garantierte Selbständigkeit in den Völkerstaaten Österreich-Ungarn, Schweiz, Belgien, Russland, Vereinigten Staaten von Nordamerika. Aber überall sind die Deutschen die „Dummen“. In all diesen Ländern könnten sie die führende Rolle spielen; denn sie sind im wahrsten Sinne des Wortes die Kulturträger gewesen, haben große Werte geschaffen, den Boden ertragfähig gemacht, staatliche Ordnung gebracht. Sie waren die Stärkeren, Begabteren, fleißigeren, Zuverlässigeren.

Und dennoch! Überall haben die Deutschen freimades Volkstum gestärkt. Ihnen stand immer der Staat über dem Volkstum, während die anderen alles, staatliche, kirchliche und wirtschaftliche Interessen, ihrem Volkstum unterordneten. Dadurch allein haben die anderen eine so gewaltige Stoßkraft, während wir Deutschen immer wieder um des staatlichen Zusammenlebens, um des Burgfriedens willen, häufig aus kirchlichen und wirtschaftlichen Gründen nachgeben.*). Dabei ist unsere gutmütige Michelei so groß, daß wir Deutschen die tschechische, slowenische, lettische und estnische Sprache vor dem Untergang bewahrt haben, daß sie erst mit unserer Hilfe Schriftsprachen geworden sind, daß wesentlich mit deutschem Geld die zahlreichen polnischen, tschechischen, slowenischen, lettischen, estnischen Schulen und Gymnasien und Universitäten, unterhalten werden. Kein drastischeres Beispiel kann man anführen, als die verschiedene Regierungsmethode in Österreich und in Ungarn: In der östlichen Reichshälfte haben die Magyaren, obgleich sie nur 45,4 Prozent der Bevölkerung ausmachen, alle Gewalt an sich gerissen, ohne einen sittlich oder geschichtlich begründeten Anspruch zu haben; die eigenen Schul- und Sprachgesetze treten sie mit Füßen. Dagegen ließen in der westlichen Reichshälfte die Deutschen, die ohne Galizien 51 Prozent auszumachen, sich ihre sittlich und geschichtlich begründete Stellung entreißen. Die Deutschen verloren, was sie rechtlich hatten, während die Magyaren widerrechtlich errangen, was sie nicht hatten. Die Hauptschuld trugen die Deutschen, welche Staat und Konfession über ihr Volkstum stellten.

Und die Deutschen in Russland? Immer wieder hörten wir seit Ausbruch des Kriegs von dem schweren Gewissenskonflikt, in welchen die russischen Staatsbüroer deutschen Volkstums geraten waren. Herz, Blut, Abstammung, Verwandtschaft zogen sie nach Deutschland; die Pflicht nach Russland. Sie zauderten nicht. Wenn auch nahe Verwandte im deutschen Heere

*). Mit der Opferfreudigkeit der Deutschen für ihr Volkstum sieht es traurig aus.

ihnen gegenüber standen; wenn auch der russische Ministerpräsident erklärte, daß der Krieg nicht nur dem Deutschen Reich, sondern dem gesamten Deutschtum, auch dem russischen Deutschtum gelte, wenn sie auch seit 50 Jahren Unrecht über Unrecht von der russischen Regierung erlitten: sie zauderten nicht. Sie stellten den Staat über ihr Volkstum und traten unter die russischen Fahnen. Wie viele Träger deutscher Namen findet man heute noch unter den russischen Beamten und Offizieren! „Stürmer“ heißt einer der letzten Ministerpräsidenten! —

Ganz besonders lehrreich ist das Verhalten der **Deutschschweizer**. Schon vor Jahren schrieb ich in meiner *Angewandten Geschichte*, S. 179: „dass hier die verschiedenen Nationen mit voller Gleichberechtigung friedlich neben einander wohnen, ist wesentlich dem Umstand zuzuschreiben, dass die Deutschen, die sich leider hier wie anderswo durch einen bis zur Selbstauflösung gehenden Mangel an Sprach- und Nationalbewusstsein hervortun, 70 Prozent der Bevölkerung ausmachen.“

Wie fehlt die **Deutschschweizer** zugunsten des Staatsgedankens und der Völkerverbrüderung ihr eigenes Volkstum verleugnen, möge mit einigen Tatsachen bewiesen werden:

a) Zunächst über die Sprachen! Denken Sie an die obige Stufenfolge: Ueberordnung, Gleichordnung, Unterordnung. Vor nicht langer Zeit war in dem kleinen Völkerstaat die deutsche Sprache die allein herrschende; seit 50 Jahren sind die drei Sprachen gleichberechtigt; heute macht sich die französisch Sprache, obgleich sie nur für $\frac{1}{4}$ der Bevölkerung die Muttersprache ist, die Herrschaft an. Sie ist aggressiv; die gutmütigen Deutschen lassen sich das gefallen und hören so oft von der Überlegenheit der französischen Sprache, dass sie zuletzt daran glauben. Die kleine Welschschweiz ist einsprachig, ein geschlossenes französisches Sprachgebiet, wo das Deutsche in Kirche, Schule, Verwaltung, Handel und Verkehr keine Daseinsberechtigung hat. Die deutsche Schweiz dagegen ist zweisprachig, und der Welsche, der sich dort aufhält, betrachtet es als sein gutes Recht, von den Behörden und Beamten in seiner Muttersprache bedient zu werden. In den sprachlichen Grenzgebieten setzt eine welsche Minderheit den Anspruch auf Schulen in ihrer Muttersprache viel leichter durch als umgekehrt; deshalb rücken die Sprachgrenzen zugunsten des französischen vor. — Was die tägliche Verkehrs- und Umgangssprache angeht, so verschwindet in der Westschweiz der Dialekt, das Patois, immer mehr; selbst die kleinsten Leute bemühen sich, ein reines Pariserisches Französisch zu sprechen. Umgekehrt schämen sich die Deutschschweizer, das hochdeutsche Schriftdeutsch zu sprechen; vom Bundesrat bis Universitätsprofessor gebracht man das *Schwyzerdeutsch*.

b) Dem entspricht denn auch das Verhältnis zu dem benachbarten stammverwandten Großstaat. Die Westschweizer lehnen sich schon seit Jahrzehnten aufs engste an Frankreich an. Dagegen zieht der Deutschschweizer zwischen sich und dem Deutschen Reich einen deutlichen Strich. Es zeigt sich hier wiederum, dass den Deutschen überhaupt der Sprach- und Kulturbewusstsein fremd ist. Die urdeutschen Kantone am Vierwaldstädter See und im Berner Oberland haben wegen des Fremdenverkehrs unendlich viel französisch angenommen: obgleich die fremden überwiegend Reichsdeutsche sind. Wenn nicht in Kirche, Schule, Zeitungen, Literatur unser Hochdeutsch gälte, dann würde jeder Zusammenhang mit dem Deutschen Reich aufhören.

c) Da können wir uns nicht wundern, dass auch die Neutralität sehr verschieden aufgefasst wird. Dass die Deutschschweizer mit ihren Sympathien auf Seiten der Franzosen, die Deutschschweizer in der überwiegenden Mehrzahl auf Seiten ihrer deutschen Stammesgenossen stehen, ist natürlich. Aber welch ein Unterschied! In der Westschweiz lärmende Kundgebungen gegen alles Deutsche; man ist beinahe französischer als die Franzosen. Die Deutschen sind im allgemeinen sehr zurückhaltend, fast zu korrekt. Ja, es gibt angesehene Deutschschweizer, die den Welschen zulieb mit einstimmen in die Schimpfereien gegen das Deutsche Reich, z. B. Spitteler.

Und die **Bundesregierung**? Nach außen hin hat sie sich ja bemüht, eine strenge Neutralität zu wahren. Aber im Inneren gebracht sie zweierlei Maß, was darauf hinausläuft, dass der deut-

schen Mehrheit mit Rücksicht auf die Gefühle der paar Welschschweizer jeden Augenblick auf die Finger geklopft wird, während man gegenüber den tollsten Ausschreitungen in Freiburg, Lausanne, Genf, Neuemburg beide Augen zudrückt. So mußte*) auf direkt bündestädtische Weisung der städtische Polizeivorstand in Zürich das öffentliche Aushängen der deutschen Kriegsberichte untersagen, während dieselbe Behörde nichts dagegen einzuwenden hatte, dass der französische Konsul in demselben Zürich eine deutsche Übersetzung der berüchtigten Schmähzeitung „crimes allemands“ auf offener Straße durch einen seiner Angestellten verteilen ließ. — Am 30. März 1915 erhielt eine Zürcher Zeitung von der Bundesregierung eine öffentliche Verwarnung, weil sie eine tatsächlich unwahre Behauptung der französischen Heeresleitung mit den Worten gekennzeichnet hatte: „jeder Satz eine Lüge“. Dagegen blieben die frechsten Lügen der welschen Presse ungestraft; da hieß es von den Reichsdeutschen „schamloser Seeräuber-feldzug“, „Plünderung Löwens“, „Mord“, „Notzucht“. — Die Behörden der Westschweiz nahmen es mit dem Schutz der deutschredenden Bevölkerung so leicht, dass ohne Unterschied Deutschschweizer, Reichsdeutsche und Österreicher fast für vogelfrei galten.

d) Zämmertlich war und ist die Haltung des größten Teils der **deutschschweizerischen Presse**. Schon vor dem Krieg gipfelte der Grundsatz, von dem sie bei der Behandlung der Sprachen- und Rassenfrage ausging, darin, planmäßig und konsequent alles totzuschweigen, was die welschen Politiker und Zeitungsschreiber hätte fören und die Deutschschweizer über die wahre Lage aufklären können. Sie brachten kein Sterbenswörtchen über all die hanebüchenen Ungehörigkeiten, die in der Westschweiz vorkamen. Und während des Kriegs hat kein deutschschweizerisches Blatt von einiger Bedeutung den Mut gefunden, vom Bundesrat energische Maßnahmen gegen die fanatische Deutschenhetze zu verlangen. Besäßen die Redakteure dieser Zeitungen nur den 10. Teil des an sich gefundenen Sprach- und Rassebewusstseins ihrer welschen Kollegen, so wären die zahllosen Fälle vollendet Würdelosigkeit und Roheit nicht möglich gewesen.

In vielfacher Beziehung waren die Verhältnisse in Belgien ähnlich. Das Land ist viele Jahrhunderte hindurch deutsch gewesen, und auch heute noch besteht, trotz aller Verwelschung, die Mehrzahl der Bevölkerung aus niederdeutschen Flamen. Aber wie aggressiv war das Welschtum, wie passiv das Deutschtum! Wiederum dieselbe Erscheinung, dass die Wallonen ihr Volkstum höher stellten als den Staat, die anderen nicht. Während die Wallonen sich aufs engste an das benachbarte Frankreich anschlossen, verloren die Flamen durch die Pflege der niederdeutschen Mundart allmählich jeden Zusammenhang mit Deutschland. Nur wirkungslose Proteste erhoben sie dagegen, dass der Verfassung zum Trotz die französische Sprache zur alleinigen Umgangssprache der belgischen Behörden wurde; dass auf den Schulen das französische gelehrt und dass mitten in dem flämischen Sprachgebiet auf den Universitäten Gent und Löwen das französische Unterrichtssprache war. Es erschien nur noch als eine Frage der Zeit, dass die Flamen ihr Volkstum verloren; die höheren Schichten hatten es bereits preisgegeben. — In dem kleinen Luxemburg herrscht der merkwürdige Zustand, dass fast die ganze Bevölkerung deutsch, aber Gesetzgebung, Verwaltung, Gerichtssprache französisch ist. (Beiläufig will ich bemerken, dass ich in einer Schweizer Schrift die treffliche Bemerkung las: die Deutschen hätten August 1914 als Befreier in Belgien und Nordfrankreich einrücken müssen, statt das unselige Wort vom „Unrecht“ zu prägen.)

Ich brauche wohl nicht daran zu erinnern, dass auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika das Deutschtum nicht im entferntesten eine seiner Zahl entsprechende politische Bedeutung hat. Wenn früher die Kinder und Enkel der deutschen Einwanderer ganz

*) Ich folge hier den Angaben des Schweizers H. Meier.

zu Angelsachsen wurden, so entschuldigte man das mit den traurigen politischen Zuständen der Heimat. Aber das ist seit 1870 nicht viel besser geworden. Der Deutsche kennt dort nur die Staatsangehörigkeit; er fühlt sich als Amerikaner. Der Abstammung und dem Blute nach wohnen drüben ebenso viele Deutsche wie Engländer; das Riesenreich könnte an sich ebensogut deutsch sein wie englisch. Aber wie schwach ist der Widerstand gegen die Boherpolitik Wilsons!

3. Wie sieht es nun mit uns Reichsdeutschen aus? Aufs nachdrücklichste muß hervorgehoben werden, daß das Deutsche Reich 1870/71 als Nationalstaat gegründet ist, in dem es für Handel und Verkehr, für Verwaltung und Rechtsprechung, für Schule und Unterricht nur eine Sprache gibt, die deutsche. Ja, es hat auf den Namen Nationalstaat höheren Anspruch als Frankreich; denn bei uns wohnen $92\frac{1}{2}$ Prozent Deutsche, in Frankreich 90 Prozent Franzosen. Dazu kommt, daß die Polen in unserer Ostmark, die Dänen in Nordschleswig, die Franzosen in Elsaß-Lothringen mehr deutsches Blut in sich haben, als die fremdstämmigen Frankreichs französisches Blut. Aber welch ein Unterschied! Während man in Frankreich auf das fremde Volkstum in Schule und Kirche, in Verwaltung und Rechtsprechung, im Handel und Verkehr keinerlei Rücksicht nahm, vielmehr mit allen Mitteln der Gewalt die völkische Eigenart der Flamen in Nordostfrankreich, der Italiener bei Nizza, der Bretonen im Nordwesten ausrottete: trieben wir Deutsche eine Duldung, die an Selbstmord grenzte. Auf unserem eigenen Grund und Boden durften die Polen, Dänen, Welschen aggressiv sein; das Deutschtum blieb in der Defensive und machte in den Grenzgebieten keine Fortschritte. Hier sehen wir wieder handgreiflich die bösen Folgen der übermäßigen Betonung des Staatsverbandes, des Mangels an nationalem Denken, Fühlen und Wollen. Wir waren so tolerant, daß mit unserem Geld die fremde Art gepflegt wurde; wunderbare Enthüllungen hat in diesem Jahre 1916 ein Prozeß gegen staatlich besoldete Schulschwestern im Elsaß gebracht. Wir waren ja auch so tolerant, daß wir es nicht wagten, im Osten und Westen gute alte deutsche Ortsnamen wiederherzustellen, die zur Zeit der Fremdherrschaft polonisiert bez. verwelscht waren (z. B. Kunstadt in Luneville).

Wie weit ging doch die Verleugnung des Deutschtums! Wir waren so tolerant, daß im eigenen Land das eigene Volkstum täglich von weitverbreiteten deutschgeschriebenen, aber undeutschen Zeitschriften verhöhnt werden durfte; so tolerant, daß große Parteien, große Organisationen bestehen, welche die deutsche Eigenart, deutsche Treue, deutschen Glauben in den Staub ziehen; welche jeden deutschgesinnten Mann als Chauvinisten und Fanatiker an den Pranger stellten. Nur bei uns ist es möglich, daß die meisten „Gebildeten“ und „Mazgebenden“ von jedem deutschgesinnten mit einem hörbaren Ruck abrücken, um ihm allerdings nach seinem Tod mit vielen Phrasen ein Denkmal zu setzen; nur bei uns ist es möglich, daß die eigene Regierung fortgesetzt den national Denkenden und ihren edelsten Bestrebungen in den Arm fällt; daß den Regierenden alle völkischen Fortschritte buchstäblich abgerungen werden müssen. So war es 1813; so war es nach 1890; so ist es heute. Unsere Theater pflegten mit Vorliebe

französische Stücke; unsere Schulen wurden immer mehr Erziehungsanstalten zur Ausländerrei. Unsere Söhne und Töchter schickten wir im jugendlichen Alter nach Belgien, Frankreich, Westschweiz, England, wo sie die Bewunderung für fremde Sprache und fremdes Wesen begierig einsogen. Unsere Kaufleute fanden nichts darin, daß jeder Ausländer in seiner Sprache die Geschäftsbriebe schrieb; sie bildeten sich etwas darauf ein, jedem in seiner Sprache antworten zu können. Haben wir Reichsdeutschen etwas zur Stärkung des Deutschtums im Ausland getan? Im Gegenteil! Wir verschmähten es, in der deutschen Schweiz, in den niederdeutschen Städten Belgiens deutsch zu sprechen; wir Deutsche sind wesentlich mit schuld, daß die Schweiz, Belgien, Luxemburg, sogar Holland mehr und mehr verwelschen. Unsere Diplomaten redeten und schrieben nicht nur in Frankreich und England, sondern auch in Belgien, Holland, den nordischen Königreichen, in Aegypten, Russland, Türkei, Japan usw. französisch oder englisch; daß die deutsche Sprache heute mehr Anspruch darauf hat, Weltsprache zu sein, als die französische, kam ihnen nicht in den Sinn. Auf der deutschen Bagdadbahn wurde französisch, auf den deutschen Ozeandampfern englisch gesprochen. Wenn irgendwo in der Welt deutsche Volksgenossen, auch Reichsdeutsche, z. B. in Luneville, Nancy, Lausanne angepöbelt wurden, dann baten wir sogar um Entschuldigung dafür, daß einige böse Alldutschen sich aufregten. Am liebsten wurden so lästige „Zwischenfälle“ von der Regierung und der Presse totgeschwiegen. Aber über den „Franzosen“ Dreyfus und den „Spanier“ Ferrer mußten wir monatelang in fieberhafte Aufregung versetzt werden.

Auch das Völkerrecht ist für die anderen eine Maske, für uns ein Irrlicht, eine täuschende Fata Morgana, der wir nachjagen. Mit meinem beschränkten Untertanenverstand kann ich es nicht begreifen, daß die anderen sich über alles hinwegsetzen, wir aber täglich beteuern müssen, daß wir uns streng nach dem Völkerrecht richten. Der Ehrliche ist unter Unehrlichen stets im Nachteil, wenn er ihnen nicht die Maske vom Gesicht reißt.

3.

Nun gestatten Sie mir noch einige Schlußworte. Ich möchte doch folgerungen aus meinen Ausführungen ziehen: „Angewandte Geschichte.“

Wie groß, wie mächtig könnten wir sein, wenn wir, ich will nicht sagen, seit Jahrtausenden, sondern nur seit 100 Jahren ebensoviel Nationalbewußtsein gehabt hätten, wie unsere Nachbarn! E. M. Arndt und seine Gesinnungsgenossen wiesen uns den Weg; Bismarck setzte uns aufs Pferd und meinte, nun würden wir reiten können. Hätten wir unser Volkstum gepflegt, dann würde niemand gewagt haben, uns anzugreifen. Heute muß ich sagen: Wenn wir nicht bald anfangen, in unserem Deutschtum, in unserer deutschen Sprache und Kultur, in deutschem Glauben, deutscher Eigenart den höchsten und schönsten Besitz zu sehen: dann werden uns die glänzendsten Siege nicht davor bewahren, daß wir schließlich von fremdem Volkstum erdrückt werden. Solange wir nicht Volksverband über Staat, Kirche, ich meine die konfessionellen Kirchen verbänden, über

alle internationalen Bestrebungen, über Partei- und Wirtschaftsinteressen stellen, ziehen wir den anderen Völkern gegenüber immer den Kürzeren.

Wir müssen wissen, daß unsere allernächste Liebe den Volksgenossen gilt, im Reich und außerhalb des Reichs; daß wir hohe Pflichten haben gegenüber dem Deutschtum draußen; daß wir nicht mehr den Franzosen, Engländern, Amerikanern nachlaufen, sondern wenn wir überhaupt um Liebe werben, diese den Deutschen zuwenden. Auf den Schulen und im Leben wollen wir Kenntnis geben von der Verbreitung des Deutschtums in der Welt, von den Riesenleistungen; keine Bewunderung wecken für das Welsche und Angelsächsische, vielmehr die tiefe Kluft aufdecken, die uns von ihnen scheidet, und die internationale Kulturgemeinschaft ablehnen. Das heutige Ringen ist eine Art Kulturkampf, in welchem das Deutschtum für Wahrheit gegen die Lüge, für das Wesen gegen den Schein, für Gott wider Satan streitet.

Und wenn man fragt, was der Krieg uns bringen soll, so denke ich in erster Linie an die Interessen des Volkstums. Deshalb habe ich wiederholt von einer Rangordnung meiner Wünsche gesprochen:

In erster Linie muß das Deutsche Reich, der Hirt des gesamten Volkstums, aus der Enge geführt werden. Im Osten geben uns Baltenland, Litauen und viele Gebiete Polens das erforderliche Siedelland für unser wachsendes Volk. Im Westen bedürfen wir gesicherter Grenzen gegen Frankreich. Daß die belgische Kanalküste in irgend einer Weise fest in unserer Hand bleiben muß, hat für mich die Bedeutung eines politischen Dogmas. Wir müssen so groß sein, daß nicht abermals Millionen Volksgenossen nötig haben, in der Fremde eine neue Heimat zu suchen. Das deutsche Blut ist unser wertvollster Besitz.

Die zweite Sorge gilt dem deutschen Volk außerhalb des Reichs; es sind in Europa gegen 30 Millionen. Wir erwarten in irgend einer Form den Zusammenschluß des gesamten Deutschtums Mitteleuropas, dem sich noch die 3 nordgermanischen Königreiche anschließen mögen. Das ist ein höheres Ideal als der Naumannsche „Typ des Mitteleuropäers“. In Zukunft wollen und dürfen wir nicht mehr Bedrückungen deutscher Volksgenossen außerhalb des Reichs totschweigen; nein, wir wollen es an die große Glocke hängen, wenn irgendwo rings um uns her das Deutschtum nicht zu seinem Rechte kommt.

Alles andere muß zurücktreten. Bündnisse, Kolonialbesitz werden erst wertvoll, wenn wir selber, wenn das Deutsche Reich groß, stark und mächtig ist. Vor allem wollen wir unsere Zukunft nicht auf papierene Verträge, papierene Garantien, Völkerrechtsparagraphen gründen.

Helfen Sie in diesem Sinne das Volk aufzuklären. Leider herrscht heute eine unglaubliche Verwirrung der Geister. Und es ist doch so außerordentlich einfach zu erkennen, was wir nötig haben. Dazu bedürfen wir eines gesunden nationalpolitischen Egoismus und vor allem eines Idealismus, der keine Opfer und Arbeit scheut und der wächst, je größer die Not wird.

Düsseldorf

Prof. Dr. Wolf

In der Gefangenschaft gestorben

Vor mir liegt ein trauriger Brief. Der Kellner brachte ihn mir, just als ich mich an einem Herbstmorgen in dem kleinen Gasthaus in Thüringen bei strömendem Regenwetter zum Frühstück setzte. Eine kurze, schwere Kunde: ein lieber Freund in französischer Gefangenschaft gestorben! Ich sah ihn in ganzer Lebendigkeit vor mir; seit unseren frühesten Kinderjahren waren wir fest und treu verbunden. Alles in ihm war Frische und Kraft, Wollen und Vollbringen waren für ihn eins. Er studierte Medizin, aber zugleich war sein Geist offen für die Schönheit der Kunst, sein Herz empfänglich für alle Wunder des Geistes und der Natur. Mit jungen Jahren heiratete er ein Mädchen, das ein halbes Kind noch war, mit oval geschnittenem Gesicht, dicken, dunklen Haarschichten, die in zwei Kränzen um den Kopf sich schmiegten, und weltvergessenen, träumenden Augen.

Aber das reiche Glück, das er in dieser Ehe fand und das drei blühende Kinder vollkommen machten, erfuhr eine jähre Unterbrechung: eine bei ihm, dem stets Gesunden und Starken, kaum begreifliche schwere Krankheit, die ihm ein ferneres Wirken im kalten Deutschland unmöglich machte. Mit der ihm von Kindheit an eigenen Tatkräft begegnete er dem Feinde, nahm seinen Abschied als Stabsarzt, ging nach Malaga in Südspanien und erschuf sich in kurzer Zeit eine stetig wachsende Praxis. Daneben errang er sich Zeit, berühmte spanische Dramatiker zu übersetzen oder für die deutsche Bühne zu bearbeiten.

Da kam der große Krieg. Ich wußte, daß es ihn, dessen glühende Vaterlandsliebe und Heimatsehnsucht in der schönen und dennoch lastenden, freiwilligen Verbannung nur um so größer geworden, jetzt um keinen Preis in der Fremde mehr halten würde. Und so war es; einige Wochen nach Ausbruch des Krieges erhielt ich die Nachricht, daß er sich seinem Vaterland zur Verfügung gestellt und Ausicht erhalten hatte, im Sanitätsdienst Verwendung zu finden.

Bließ nur die gefährliche Überfahrt nach Deutschland. Aber man sagte ihm, daß er invalide, frank und beinahe fünfzig Jahre alt wäre — da könnte er es getrost wagen. Und er wagte es — mit der kleinen, tapferen Frau und den drei blühenden Kindern.

Es ging auch alles gut. Bis Marseille. Da kamen französische Offiziere an Bord, waren für Alter, Invalidität, Krankheit taub und stumm, rissen ihn von Frau und Kindern fort, erlaubten ihm nicht einmal, einen Abschied zu nehmen, nahmen ihn mit einigen anderen Zivilgefangenen auf ein Floß, brachten ihn ans Ufer. Und während sich das Schiff mit Frau und Kindern langsam aus dem Hafen bewegte, schlepten sie ihn unter dem Geheule und Gejohle des Pöbels von Marseille, des schlimmsten, den es auf der Welt geben soll, in die Gefangenschaft.

Château d'Ys, das dumpfe, feuchte Verlies, die düster ragende Festung, nahm ihn auf, den Kranken, sorgsamer Pflege bedürftigen! Er war nicht als Offizier anerkannt, er galt als gewöhnlicher Zivilgefanger und war mit Leuten, deren Geist und Gemüt weit unter dem seinen standen, in einem, jeden Wind und Regen durchlassenden Schuppen untergebracht. Was mußte er hier gelitten haben, er, der Feinfühlige, der mit so empfindsamen Nerven behaftete! Selten nur kam Kunde von ihm, aber was er schrieb, war von Hoffnung und starkem Mut er-

füllt. „Ich halte aus — bleibt Ihr nur mutig und verzagt nicht!“ das war der Grundklang seiner Briefe.

Es kam schlimmer. Man transportierte ihn nach Corsica. Er kam in das berüchtigte Gefangenlager von Casabianca, das allen Gesetzen und Regeln des Völkerrechts derartig Hohn sprach, daß es aufgehoben werden mußte. Und wieder schrieb er nichts als das eine: „Ich bleibe gesund — haltet Ihr daheim nur durch. Sei Du geküßt und grüße mir die lieben Drei und die alte Mutter, die sich nicht sorgen soll!“ —

Endlich ein Lichtstrahl! Man führte ihn nach Südfrankreich über, erkannte ihn nach hartem Ringen und zähen Versuchen als Offizier an, tat ihn in ein Offiziersgefangenlager und erlaubte ihm das Tragen seiner Uniform.

Von welchem Glück, welcher sonnigen Freude jetzt seine Briefe durchleuchtet waren! „Wenn Ihr es ahnen könnet, was das für mich bedeutet, wieder an einem gedeckten Tische zu sitzen, mit gebildeten Leuten sprechen, in einem richtigen Bett schlafen zu können, ein Mensch unter Menschen sein dürfen — nein, jetzt braucht Ihr willkürlich nicht mehr zu zagen und zu bangen! Jetzt wird alles, alles gut werden!“

Mit nie rastender Mühe und einer Kraft, wie man sie der kleinen, zarten Frau nie zugetraut hätte, betrieb diese inzwischen die Befreiung des Geliebten. Alle Verbindungen, die aufzutreiben waren, wurden geltend gemacht, kein Mittel unversucht gelassen. Und schon winkten leise Aussichten dämmernder Hoffnungen. Nur eins schien erschwerender Hindernisgrund: der Arme hatte die furchtbare Gefangenschaft Casabiancas durchgemacht. Man würde nicht gerne einen frei geben, der von ihr und ihren Qualen in Deutschland erzählen konnte.

Aber durch die hingebende Tätigkeit des Roten Kreuzes und einflußreiche Verwendung schien auch dies letzte Hindernis beseitigt. Beim nächsten Austausch im Herbst 1916 — über zwei Jahre waren über allen diesen heißen Liebesmühlen bereits vergangen — würde er daran sein, ganz sicher und zuverlässig!

Er hörte davon. „Dann komm mir nach Konstanz entgegen, Liebste!“ schrieb er, „und bring mir meine Sachen mit und meine neue feldgraue Uniform packe oben auf — ich kann es nicht mehr abwarten, bis ich sie anziehen und meinem Vaterlande wieder dienen darf. . . . Zwar, ganz gesund bin ich nicht . . . Du darfst nicht erschrecken, Liebste . . . mit den Beinen will es nicht mehr . . . ich weiß nicht recht, was es ist! . . . Aber auch keine Sora, Liebste! Wenn ich bei Dir wieder bin und den süßen Drei . . . dann ist alles wieder gut! Des kannst Du gewiß sein!“

Die Koffer sind gepackt. Die feldgraue Uniform ist besorgt. Funkelnagelneu, die Knöpfe bläulich silberschimmernd, liegt sie oben auf. Die dunkelschwarzen Flechten der kleinen Frau sind grau geworden, in die Nasenwurzel sind zwei kleine, scharfe Furchen gegraben. Aber auf ihrem Antlitz blüht weiche Freude, geborgene Seligkeit bei aller Sorge. Sie erwartet jeden Tag die Drahtnachricht, die sie nach Konstanz ruft. Denn der Austausch hat begonnen. Und er ist dabei . . . ganz sicher und zuverlässig.

Die Drahtnachricht kommt. Sie ist ans Rote Kreuz gerichtet. Und sie heißt: „Die Frau schonend vorberei-

ten . . . heute morgen ist der Stabsarzt a. D. Dr. Br. im Offizierslager von Le Pay seinen Leiden erlegen.“

Es ist ein Sonntag-Morgen. Aber ein unwirscher, nebel schwerer. Der Sturm heult hier oben auf der Höhe so stark und schwelend, daß er die Kirchenglocken übertönt, die zum Gottesdienste rufen . . . Die Tannen, die sonst melodisch rauschen können wie tiefe Orgeltöne, ächzen und stöhnen, als wollten sie brechen.

In der Gefangenschaft gestorben! Manch Held, der tapfersten und besten einer, ist in diesem Krieg gefallen! Gefallen in der Fülle der Kraft der hoffenden Jugend! Im heißen Lebensgefühl — nichts wollend und denkend als das Leben, im berauschen Siegesbewußtsein — nichts wollend und denkend als den Sieg, von der schnell dahinraffenden Kugel getroffen — ein herrlicher Tod!

Aber gefangen — weit fort von den Seinen, nie ruhende Sehnsucht, glühendes Heimweh in der Seele, ein Fremder unter Fremden, gepeinigt von dem Gefühl seiner Nutzlosigkeit für das kämpfende, ringende Vaterland, das seiner so nötig bedarf — ein schwerer Tod, über dessen herbe Tragik ich den ganzen düstern Herbstsonntagvormittag nicht hinwegzukommen vermag.

Aber mein Freund trug das Bewußtsein im Herzen, daß er bald ausgetauscht würde und seine Frau und die Kinder und sein deutsches Land wiedersehen würde. Süße Träume von der Heimat umgauleten ihn auf seinem Krankenlager, die kleine Frau war bei ihm und die lieben Drei. Er war daheim. Sein Sterben war eine Einkehr in die Heimat . . . ihre Pforten waren offen . . . sie winkte ihm . . . die Sehnsucht war erfüllt.

Vielleicht war es ein schöner Tod, eine selige Heimkehr!

Artur Brausewetter

Wochenschau

Deutsches Reich

Ein Weg reinerer Zukunft! „Wenn der Wille zu einer reineren Zukunft ernstlich da ist, wird jeder einen Weg finden, den er mitgehen kann.“ So heißt es in einem Brief, den Hermann Hesse vor einiger Zeit an einen verwundeten Offizier schrieb. Zweierlei tritt uns aus diesen Worten deutlich entgegen: Hoffnung und Verantwortungsgefühl. Seine Hoffnung auf eine reinere Zukunft gründet sich darauf, daß sich Menschen arbeitend und leidend nahe gekommen sind durch den Krieg, die früher wenig von einander wußten oder in gegenseitigen Vorurteilen befangen waren. Daß aber die Zukunft gemeinsamer Arbeit und gegenseitigen Verstehens nicht von selber kommen kann, weiß Hermann Hesse. Es zeigt auch den Weg dazu: der einzelne muß sich einer Verantwortung bewußt werden, dann wird er „einen Weg finden, den er mitgehen kann.“ Hesse selber hat dieses Suchen nach einem Wege zur Bodenreform geführt. In ihr sieht er die einzige Möglichkeit zur Versöhnung der Gegensätze im Leben unseres Volkes. Darum klingt sein Brief aus in dem Aufruf: „Geben wir der Zeit und unserem Volke, was ihnen gebührt, und geben wir es nicht unwillig als Abfindung, sondern mit Liebe, und immer wieder: ein reineres persönliches wärmeres Mitleben mit den Schicksalen und Leiden unseres Volkes.“

Diesen schönen, ernsten Brief hat der Bund deutscher Bodenreformer soeben als Flugblatt herausgegeben. Er ist von der Geschäftsstelle, Berlin N. W. 23, Lessingstr. 11 kostengünstig zu beziehen.

Vom Kampfe gegen die deutschen Kinder und die deutsche Familie. Unter dieser Überschrift gibt die „Bodenreform“ aus der „Kieler Mieter-Ztg.“ folgende Mitteilung wieder:

Am 1. Oktober dieses Jahres mieteten wir mit unseren drei Kindern eine Zweistubenwohnung. Die Vermieterin sagte uns gleich, der Hausbesitzer will keine Mieter mit Kindern; aber auf mein Gnaden vermittelte sie mir die Wohnung doch.

Nach drei Wochen erfuhr der Hausbesitzer, daß wir drei Kinder im Alter von 2, 3 und 4 Jahren haben und ließ uns daraufhin durch die Vizewirtin sofort kündigen, mit der ausgesprochenen Begründung, daß er keine Kinder im Hause haben wolle. Die von der Vizewirtin für uns eingelegten guten Worte und der Hinweis, daß wir mit den drei kleinen Kindern obdachlos würden, hat der Hausbesitzer nicht nur hartherzig zurückgewiesen, sondern auch der Vizewirtin die Vizewirtstelle gekündigt, weil diese, wie er sich ausdrückte, sein Vertrauen missbraucht hätte. Sie hatte Auftrag, nur an Leute ohne Kinder zu vermieten.

Ich bin nun gezwungen, mit meinen Kindern zu den Eltern zu ziehen, und mein Mann muß möbliert allein in Kiel wohnen. Das ist hart, wenn man bedenkt, daß die Kinder niemand gestört haben und wir unseren Verpflichtungen in jeder Hinsicht nachgekommen sind."

Ist gegen derart schamlose Verbrecher am Volkstum denn wirklich nichts zu machen? Das an den Pranger-Stellen scheint gegen diese Leute wirkungslos zu sein. Man muß da schon andere Mittel anwenden, die ihnen da weh tun, wo sie allein empfindlich sind, nämlich am Geldbeutel. Könnte man gegen sie nicht einschreiten, weil ihre Handlungsweise gegen die guten Sitten verstößt?

Oesterreich

"Freunde und Gegner". Noch ein Nachtrag. Im "Korrespondenzblatt für den katholischen Klerus Oesterreichs" (1917, 1. Folge) schreibt Prälat Dr. Scheicher zu Niebergalls Abwehr gegen die "Allgemeine Rundschau" (Wartburg 1916, 49. Folge):

"Auf der Fußbank". Die evangelischen Brüder scheinen viel fanatischer zu sein als unsere Leute. Der arme Gewährsmann der Wartburg (siehe Feinde und Gegner) hat für seine echt christlichen Worte auf die Fußbank müssen!! Ich gestehe, daß es mir wehe tat, ihn sich verteidigen zu sehen für etwas, was die Apostel und Jünger des Herrn einst als ihre selbstverständliche Christenpflicht angesehen haben würden."

Nun müssen die Leser des Korrespondenzblatts, von denen ja die wenigsten die Wartburg selbst in die Hand bekommen werden, denken, daß unser Mitarbeiter von evangelischer Seite aus zerrissen wurde. Kennt Scheicher wirklich die Allgemeine Rundschau nicht? Oder hat er — das muß man bei ihm auch in Kauf nehmen — das worüber er schreibt, nur oberflächlich gelesen?

Siebenbürgischen Blättern entnehmen wir folgende amtliche Zusammenstellung über die Kriegsschäden in den sächsischen (deutschen) Bezirken der Hermannstädter Gespanschaft:

Der Feind hatte den Heltauer Bezirk vollständig, den Hermannstädter, Szelisty und Eschkirch zum Teil besetzt, im Rossmarkter Bezirk zeigte er sich nur in den Bergen, in die Stadt Hermannstadt sind nur einzelne Patrouillen gedrungen, während die Stadt Mühlbach wie der Mühlbacher Bezirk vom Feinde nicht berührt wurde.

Das meiste hatte der Heltauer Bezirk zu leiden. Die Gemeinden dieses Bezirkes besetzte der Feind schon am 28. bis 31. August, ausgegenommen Reschin, wo er erst am 2. September erschien. Im allgemeinen läßt sich sagen, daß an Gebäuden und Feldfrüchten geringer Schaden geschehen ist, die Maisernte blieb fast vollständig unversehrt. Dagegen ist das Innere der Häuser und der Viehstand arg mitgenommen worden. Gegenwärtig fehlen in diesem Bezirke acht Notäre, mehrere Richter und andere Ortsamtsmitglieder, sodass die Ortsämter überall reduziert sind und auch Substituierungen notwendig waren.

Im Hermannstädter Bezirk wurden durch den Feind besetzt die Gemeinden Baumgarten, Talheim, Kastenholz, Moichen, Poplaka und Rothberg. Von diesen hat ins besondere Poplaka schwer gelitten; zwei Drittel der Gemeinde liegen in Trümmern; ferner veranstaßte der Feind besonders in Poplaka, Kastenholz, Moichen und Rothberg Plünderungen.

Erwähnenswert ist, daß gerade aus den Gemeinden in der Nähe der Stadt das Vieh weggetrieben wurde. So wurde der Viehstand von Großau, Neppendorf, Hammersdorf, Reußdorf, Rothberg, teils dem Militär, teils der staatlichen Kommission übergeben. In den übrigen Gemeinden ist der größere Teil des Viehstandes vorhanden. Mehrere Gemeinden sind evakuiert worden, aus anderen floh die Bevölkerung freiwillig — kehrte aber bald zurück.

Im Rossmarkter Bezirk zeigte sich der Feind — wie schon erwähnt — bloß in den Bergen, verursachte daher in den Dörfern keinen Schaden und auch die durchziehenden eigenen Truppen machten nur an einigen Orten geringen Schaden. Ein Teil der Bevölkerung war geflüchtet, ist aber seither zurückgekehrt und die Verwaltung nimmt ihren ordentlichen Verlauf.

Die Stadt Hermannstadt lag längere Zeit zwischen den feindlichen Frontlinien; die Rumänen schickten wiederholt Patrouillen in

die Stadt; außerdem wurde sie leicht beschossen, wodurch zwei junge Leute getötet wurden und an mehreren Gebäuden geringfügiger Schaden verursacht wurde.

In den Gemeinden, wo Notäre oder andere Ortsamtsmitglieder durch den Feind verschleppt worden sind, haben die Oberstuhrichter die Lücken durch Substituierungen zu schließen gesucht.

Gegen zahlreiche Individuen, die verdächtig sind, mit dem Feinde konspirierte zu haben, ihn unterstützt, und bei seinem Abzuge mitgingen, ist die Untersuchung im Zuge.

Die aus dem Komitate geflüchteten Bewohner waren zum größten Teile im Bacsbodroger Komitate untergebracht; die dortigen Behörden haben in jeder Beziehung den Flüchtlingen Beistand geleistet, was besonders anerkannt zu werden verdient.

Bedeutend schwerer sind die Schäden in der Kronstädter Gespanschaft. So berichtet uns der Pfarrer einer Dorfgemeinde von stark 2000 Seelen, daß seine Gemeinde einen Schaden von über 2 1/2 Mill. Kronen, er selbst von fast 12 000 Kr. erlitten hat; „und doch danken wir Gott, daß wir Heimat und Haus haben.“

Bücherschau

für den Studiertisch

Prof. Simons, Theologische Arbeiten aus dem rheinischen wissenschaftlichen Predigerverein. Tübingen, Mohr. 120 S. 6 Mf. Inhalt:

1. Bockmühl: "Der Brief der Wessenberger Prädikanten Dionysius Vinne an Luther und sein Abendmahlstraktat." Letzterer, hier erstmals ins Deutsche übersetzt, ist schon reichlich spirituell. Vinne schloß sich bald darauf der Münsterschen Bewegung an und wurde 1534 hingerichtet. Ob Brief und Traktat jemals in Luthers Hände gekommen sind, ist ungewiß.
2. Rodewald: "Aus der Geschichte des 30jährigen Krieges in der hinteren Grafschaft Sponheim." Wie wenia leiden dem gegenüber doch wir heute unter dem Krieg!
3. Bungenberg: "Neue Wege in der Behandlung der biblischen Geschichte." Die neue Methode der Turhells, Kabischs etc. will durch reichlich ausschmückende Erzählung der biblischen Geschichte stärkeres religiöses Erleben und größere Freude am Unterricht erwecken, als durch nachbehandelnde Erklärung möglich ist. Hier und da mag sich dieser Weg einmal empfehlen. Im ganzen aber bedeutet diese Methode eine große Gefahr, da sie unmögliche Ansprüche an die Begabung des Lehrers stellt, die Wirklichkeit der biblischen Geschichte verdunkelt, die Lernnot nur erhöht, durch verschiedene Ausschmückung der verschiedenen Lehrer in den verschiedenen Klassen die größte Verwirrung anrichtet, bisher nur flüglige Resultate gezeitigt hat. — Man kann B. nur zustimmen.
4. Rotscheidt: "Bibliographie des Jahres 1914." Publikationen rheinischer Theologen.

Dr. Kurt Kesseler, Grundlinien einer deutsch-idealistischen Pädagogik. Langensalza, Julius Beth.

Grundlinien, erste Entwürfe für ein pädagogisches System des deutschen Idealismus will der unsern Lesern wohlbekannte Verfasser geben. Aber es ist doch noch etwas mehr. Wir erhalten hier einen vollständigen Auftritt unseres Bildungswesens vom Standpunkt des deutschen Idealismus zugleich mit einer Fülle von praktischen Anregungen und Winken, die weit hin Zustimmung finden werden. Allen pädagogisch interessierten Lesern sei das eifrigste Studium dieser Schrift empfohlen.

Mir

Sonstiges

Prof. Dr. Wilhelm Liese, Caritativ-soziale Lebensbilder. M.-Gladbach, Volksverein 1916. 59 S. Gr. 8°. Geb. 1,90 Mf.

Das große Werk "Wohlfahrtspflege und Caritas usw.", aus dem hier ein Kapitel als Sonderabdruck erscheint, haben wir ausführlich besprochen. Hier sei deswegen nur kurz erwähnt, daß es sich um die geschichtlichen und biographischen Abschnitte des genannten Werks handelt; auch Evangelische erhalten in dem katholischen Werk je ein eigenes Kapitel (Wichern, Fiedner, Bodelschwingh, Booth). Auffallend ist, daß ein so skrupelloser und charakterloser Politiker wie Lueger unter die Helden der christlichen Liebe gerechnet wird. So sollte man sich doch nicht einseifen lassen.

H.

Inhalt: Lutherworte fürs Lutherjahr: Zum Sonntag Septuagesima. Von D. Buchwald. — Haltet an am Gebet. Von Prof. Niebergall. — Der Kampf gegen die Lüge. 6. (Schluß). Von Prof. Dr. Wolf. — In der Gefangenschaft gestorben. Von Arthur Brausewetter. — Wochenschau. — Bücherschau.

**Die
Pfarrstelle in Neunkirchen n.O.**
wird demnächst zur Erledigung und soll baldigst neu-
t werden.
Anfragen beantwortet im Auftrage des Presbyteriums
Lic. Friedrich Hochstetter,
Pfarrer.

Haus-Freund

Evangel.-Lutherischer Volkskalender 1917

Herausgegeben
im Auftrage des Evangelisch-Augsburgischen Konsistoriums in Warshaw.
Preis 20 Pfennig

Kalender ist das einzige Organ, welches über die Lage der evan-
gel.-lutherischen Kirche in Polen orientiert. Er enthält neben ver-
schiedenen interessanten, für den Kalender geschriebenen Aussäzen eine
Sicht der Gemeinden nebst ihren Pastoren, sowohl der einheimi-
schen als auch der reichsdeutschen Pfarrverweser, mit genauen Angaben
darüber, die die einzelnen Gemeinden in der Kriegszeit erlitten haben,
eine Übersichtskarte der Kirchspiele.

Leipzig

Arwed Strauch

**Zeichnis empfehlens-
werter Gaststätten
(Hotels, christliche
Spize, Erholungsheime
und Pensionen.)**

Geordnet im Alphabet der
Städte. In den Lesezimmern
der empfohlenen Häuser liegt "Die
Wartburg" aus.

Deutschland:

und, Königshof 39, direkt am
Ausgang des Hauptbahnh. Christl.
Plz. 35 Z. 45 B. à 1-3 Mk.
Kurt a. M., Wiesenläutenpl. 25
Baseler Hof, Christl. Hospiz.
Z. 200 B von 2-5 Mk. Pens. 5.50
Mk. Appt. mit Bad.
over, Limburgstr. 3, Christl. Hospiz
Steintor. 22 Z. 33 B. à 1.25 bis 3-
Mk. Christl. Hospiz Dürnenschloss.
ganze Jahr geöff. Prospekt kostenfr.
er (Westf.), Sternstr. 8. Christl.
Plz. 9 Z. 12 B à 1-2 Mk.
auhelin, Benekestr. 6. Eleonoren-
Plz. 45 Z. 80-100 B. à 2-5 Mk.
art, Hospiz z. Herzog Christoph
stopfstr. 11. 60 Z. 80 B. à 1.50-8 Mk.
aden, Evang. Hospiz, Platterstr.
Emserstr. 5. 65 Z. 80 B à 1.50-
c. Prospekt gratis.

Oesterreich:
asten: Evang. Hospiz "Helenen-
str." 18 Z. 26 B. à 10-28 Kr wöchtl.
und Nachsaison. 28-52 Kronen
entlich Hochsaison.
in verlange ausführliche Prospekte,
in sämtlichen Häusern gratis und
zu haben sind.
ige schriftliche Anmeldung ist
allgemein zu empfehlen.

Werbet f. d. Wartburg.

Kirchen-Heizung
als Luftheizungen,
Dampfheizungen,
Kirchen-Mantelöfen
eigner Fabrik
Ueber 1000 Anlagen.
III. Broschüre kostenlos.
Sachsse & Co. Halleas

Ueber neue
Lichtbilder-Abende
— verlange man Verzeichnis —
über die
Neuerscheinungen der
Jugend- und Volksbühne
den soeben fertiggestellten
Ratgeber
vom Verlage von
Arwed Strauch in Leipzig

Pallabona

unerreichtes trockenes
Haarentfettungsmittel
entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie
locker und leicht zu frisieren, verhindert das Auflösen der
Friseur, verleiht feinen Duft, reinigt die Kopf. aut. Ge-e.zl. ge-
schützt Bestens empfohlen. Dosen zu 1.00, 1.50 u. 2.50, bei
Damenfriseuren, in Parfümerien od. franko v. Pallabona-Gesell-
schaft Münzen 30.64. Nachahmungen weise man zurück.

**Gicht- und Rheumatismus-**

Die sollen die auflärende Broschüre des Herrn Dr. med. Coleman
Gicht und Rheuma, Ursachen, Verlauf und gründliche
Behandlung lesen. Gegen Einsendung von 30 Pfsg. in Briefmarken
an wir diese Broschüre.

Uhlmann & Co., Berlin 144, Müggelstr. 25 a.

Heinrich Sohnrey's Bücher

Friedesinchens Lebenslauf
Hütte u. Schloß. Neuaufl. i. Vorh.
Der Bruderhof
Verschworen — Verloren
Die hinter den Bergen

Jeder Band geh. 3.— M., geb. 4.— M.

Urteile:

Man hat den Eindruck, als trete man aus enger Zimmerluft
in den großen Garten der Natur, in den würzigen Hochwald zu rauschen-
den Bergwässern und blühenden Blumen . . .
Friedesinchens Lebenslauf . . . mutet an wie ein goldene Quell, der
ewig unversieglich ist . . .
Wer wissen will, was echte Heimatkunst bedeutet, der greife zu
Sohnreys Büchern . . .
Es ist des Volkes eignes Auge, mit dem der Dichter schaut . . .

Die Landjugend

Ein Jahrbuch zur Unterhaltung und Belehrung herausgegeben im Auf-
trage des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege
1.80 M.

Neue preußische Kreuz-Zeitung: Das Buch enthält Heimatbilder des
großen Krieges. Ein Kriegsbuch im guten Sinne des Wortes. Aus Kampf
und Flüchtlingsnot führt der Verfasser den Leser immer wieder in heimat-
liche Gefilde. Ein Buch, das der Jugend empfohlen werden darf.

Robinson in der Lindenhütte.

Gesammelte Jugenderzählungen.

Mit Zeichnungen von F. Müller-Münster.

9. Aufl. Preis brosch. 3.— M., in Leinen geb. 4.— M.

Evangelisches Gemeindeblatt: . . . Namentlich wird die Jugend
das Buch mit hellem Entzücken lesen, solange ihr Geschmack noch nicht durch
sensationelle Räuber- und Indianergeschichten verdorben ist.

Wenn die Sonne aufgeht.

Dorfgeschichten.

Mit Bildern von F. Müller-Münster und einem Geleitwort
von Prof. Dr. Ed. Küch.

6. Aufl. Preis hübsch kartoniert 1.25 M.

Der Schulwart: Fünf kleine Erzählungen, jede für sich ein Meister-
stück, an denen sich in erster Linie die Kinder freuen und die sie immer
wieder in die Hand nehmen werden.

Draußen im Grünen.

Dorfjugendgeschichten.

Mit Einbandzeichnung von Heinrich Vogeler-Worpswede und
Bildern von F. Müller-Münster.

2. Aufl. Preis hübsch kartoniert 1.25 M.

Eckart: Ein echtes Kinderbuch, an dem die kunstverständigen Großen
ihre Freude haben können.

Der Hirschreiter.

Ein deutsches Knaben- und Heldenbuch.

Preis gut gebunden und reich illustriert 3.— M.

Professor Baumgarten: Der Hirschreiter kann wirklich allen Knaben
geschenkt werden. Eine ungemein frische, jugendlich begeisterte und warm
gefühlt Vaterlandsliebe, starkes Naturgefühl u. treuerherzafter Humor erfüllen
diese Geschichte eines Hufeisengens, der im 7. Weltkrieg zum Leutnant auf-
steigt und die größten Schlachten mit durchlebt. Manchmal tritt das religi-
öse Moment stärker und ungescheuer hervor, als es Vieelen angenehm sein
wird. Aber fernhaft und echt ist die ganze Art.

Für unsere Soldaten empfehlen wir als willkommene gesunde Unterhal-
tungsschriften die auf vielseitigen Wunsch veranstalteten Sonderausgaben

von **Sohnrey's „Jünnemanns Nürässier“**

Preis 25 Pf., 25 Stück 5.— M., 50 Stück 9.— M., und

Sohnrey's „Der Bruderhof“ (Feldausgabe)

Eine bauerliche Liebes- und Leidensgeschichte

Philipp Dubenkopps Heimkehr

(Verschworen — Verloren) (Feldausgabe)

Broschiert und beschritten nur 1.50 M. je.

Deutsche Landbuchhandlung

S. m. b. h.

Berlin S. W. 11, Dessauerstraße 7.